

Millionen in Gefahr [Fortsetzung]

Autor(en): **Wiegand, Carl Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 51

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757798>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Millionen in Gefahr

ROMAN VON
CARL FRIEDRICH WIEGAND

Copyright by Huber & Co., Aktiengesellschaft, Frauenfeld

Neu Eintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Frederik van Monaert, Leiter des großen Tabakunternehmens Medan Kultur A. G. in Amsterdam, hört von einer dem Tabakgeschäft bevorstehenden Rienspekulation, die durch einen gewissen Hazenbroig, einen Amerika-Holländer, nach allen Regeln einer gewissenlosen Finanzierungskunst vorbereitet wird. In Amerika ist nämlich ein Zollgesetz in Vorbereitung (der Roman spielt im Jahre 1890 und stützt sich auf tatsächliche Vorkommnisse), Gostowe und sonstige Beteiligte ein Millionengeschäft machen können. Frederik van Monaert hält Spekulationen und wird sich auch an dieser, die mit großen Risiken verbunden ist, nicht beteiligen. Er ist ein Edelmann dem Herkommen und seinem Charakter nach. Früh starben seine Eltern. Der Mutter versprach er auf dem Totenbett, seinen Geschwistern ein sorgender Bruder zu sein. Dieser Geschwister hat sich vorerst eine Schwester der Mutter, Tante Josepha Vermeulen, angenommen, eine strenge, nüchterne, fromme und unliebenswürdige Dame. Zwei Brüder und zwei Schwestern Frederiks, der seinen eigenen Weg ging und 25 Jahre seines Lebens in Holländisch-Indien verbrachte, wuchsen bei Tante Josepha auf; Aleyda Tornning, früh verwitwet, die jetzt mit ihrem Töchterchen Inge ein zurückgezogenes Leben führt und ihrem Bruder Frederik eine vererbende Schwester ist. Gostowe, verheiratet mit dem alten Nüßler Pietjan Pleuzer, sodann die Brüder Tacohayo, ein Kaufmann und Lebemann in einem, der Frederik ausweicht, wo immer er kann, weil er an der Zerrüttung von Frederiks Ehe mit der stolzen, aber kalten Requins van Maldea-Voss schuld ist und der Marineoffizier Derk. Frederik besucht gerade seine Schwester Aleyda, deren Tochter Inge Geburtstag hat. Er hört, daß der Bruder Taco eben da war, und muß vernehmen, daß dieser Bruder, der die Gelder Aleydas verwaltet, von geschäftlichen Verlusten sprach, die ihm, Frederik, unglauwürdig scheinen.

1. Fortsetzung

Taco ist sehr fleißig. Er tut gewiß sein Bestes. Das ist meine Überzeugung!« versicherte die Schwester, erhob sich und lud zu Tisch.

Im Speisezimmer hartete Inge. Sie tat verschämt. Sie schob sich, etwas geniert, heran und legte dem Ohm ein großes Papier auf den Teller. Obwohl sie erst zwei Jahre zur Schule ging, hatte sie auf einem Bogen folgende Worte gemalt: — «Inge Tornning schenke ich zu ihrem sechzehnten Geburtstag ein großes, lebendiges Pferd.»

«Bitte, lieber Ohm, unterschreibe dies!»

Da war die ernste Stimmung Frederiks wie fortgeblasen. Er lachte, herzte Klein-Inge und sagte zu ihr:

«Du machst es gleich schriftlich. So ist es recht! Du wirst niemals eine Abrechnung ungesehen akzeptieren!»

Er setzte das Datum ein, unterschrieb und bat seine Schwester, als Zeugin des Versprechens, ebenfalls zu unterschreiben. — Beim Abschied sagte Aleyda:

«Hast du daran gedacht, daß Ingeborgs Geburtstag mit dem Geburtstag der Tante Josepha in Bloemendaal zusammenfällt?» — «Sicher!» sagte Frederik.

«So sehe ich dich also heute abend noch? Es ist ihr 75. Geburtstag, also ein großer Familientag!»

«Gut! Dann muß ich wohl auf einen Sprung kommen!»

V.

In Zandvoort, dem nächsten und größten Nordseebade Amsterdams, das man über die farbigen Blumenfelder Haarlems und mehrere kleine Stationen erreicht, besaß Frederik van Monaert eine Stallung für seine Reiterpferde, die Toon Wouters, ein sehniger Jockey, betreute, der mit Weib und Kind im hohen Giebelhaus über dem Stalle wohnte.

Hier, in den Dünen und bei seinen Pferden, weilte Frederik van Monaert am liebsten zur Erholung. Dort hin zog es ihn auch heute.

In Zandvoort erwartete ihn sein Pferdepfleger Toon Wouters schon an der Bahnstation mit zwei gesattelten Tieren; das andere bestieg Toon Wouters, der ihn auf seinen Strandaussritten stets begleitete.

Es waren seit dem Abschiede von seiner Schwester Aleyda noch keine zwei Stunden vergangen, da wurde das Unglück, das Frederik van Monaert mittlerweile betroffen hatte, der Unfallstation der Chirurgischen Klinik Horstmoor in Amsterdam gemeldet, die sofort ihre Bereitschaft erklärte, da um schleunige Hilfe gebeten worden war.

Der Chefarzt, Professor Horstmoor, der das Wichtigste telephonisch erfragt hatte, eilte selbst nach Zandvoort, leitete die erste Untersuchung und den Transport des Verunglückten, da größte Vorsicht geboten schien.

Frederik van Monaert hatte beim Reiten am Strande, was er schon häufig getan, den Handkarren eines Strandläufers im Galopp überspringen wollen, aber beim Antritt nicht sehen können, daß die ebende Brandung hinter dem Karren tiefe Wasserlöcher im Sande ausgehöhlt hatte.

Er kam galoppierend daher, das Pferd setzte munter und willig zum Sprung an, geriet aber hinter dem Karren mit den beiden Vorderhufen in die wassergefüllten Vertiefungen, überschlug sich und begrub den Reiter unter seinem schweren Rücken.

So lautete die Schilderung Toon Wouters, die er den Aerzten gab.

Um sieben Uhr abends lag Frederik, der kurz vorher das Bewußtsein erlangt hatte, schon in dem taghell erleuchteten Operationssaal, umgeben von weißgekleideten Männern und Frauen.

Die Anzeichen des objektiven Befundes, der Druck- und Schmerzreaktionen in der Brust, in der Bauchhöhle

und am Rückgrat stimmten die Aerzte sehr ernst. Blutungen aus Nase und Mund, Blutergüsse unter der Haut ließen auf innere Verletzungen schließen.

Professor Horstmoor verschiebte dem Verunglückten keines seiner Bedenken, auch nicht, daß Gefahr im Verzuge sei.

Darauf gab der Leidende seine Einwilligung für jeden nötigen operativen Eingriff.

Man entnahm einer Armvene des Verunglückten eine Blutprobe.

«Zur sofortigen Untersuchung!» befahl Horstmoor.

Nach kurzer Beratung wählten die Aerzte eine Aether-Narkose, weil das Chloroform zuweilen die Magen- nerven irritiert und nach der Betäubung Erbrechen zu erregen vermag, was für den aus der Narkose Erwachenden große Schmerzen verursacht und außerdem Komplikationen hervorrufen kann, Dinge, die man bei diesem äußerst schweren Unglücksfall vermeiden wollte.

Während die Krankenschwestern den Körper des Verunglückten an den von den Aerzten bezeichneten Stellen, wo die Einschnitte erfolgen sollten, sauber rasiert und desinfiziert hatten, hielt eine junge Assistentin die Gasmasken über das Gesicht des Patienten und träufelte Aether darauf.

Frederik sah zwei große fürchtende Augen über sich, die mehr verriet als Sorge und Sorgfalt, und hörte eine liebe Stimme:

«Bitte, atmen Sie tief ein und aus! Denken Sie nicht, wenn Ihnen die Sinne schwinden, an Versinken! Denken Sie, daß Sie fliegen! Sie müssen fliegen!»

«Warum?» frug der Verunglückte.

«Sie kommen dann besser hinüber!»

Er atmete tief und flog. Mit fünf Atemzügen war er im Nirgendland geborgen.

Die Operation, die beinahe drei Stunden währte, ergab zwei Rippenbrüche, deren Splitter in die Lunge eingedrungen waren, außerdem eine blutige Quetschung der Leber und zwei größere Darmrisse. Andere Verletzungen konnten vorerst nicht festgestellt werden.

Da durch den großen Blutverlust des operativen Eingriffs ein einbüßender Rückgang der Pulsschläge eingetreten war, mußte eine größere Bluttransfusion vorgenommen werden, wobei die Blutspende jene Assistentin leistete, die den Patienten unter der Aethermaske eingeschlafert hatte.

Es war eine schlanke, anstellige Schweizerin, die seit einigen Monaten in der Horstmoorschen Klinik tätig war. Diese wurde vom Chefarzt bei seinen Operationen wegen ihrer Gewandtheit bei den Handreichungen, die größte Ruhe und doch schnellste Bedienung erheischten, vor anderen gerne herangezogen.

Als die Kräfte des Bewußtlosen zu verfallen begannen, hatte die sonst ruhige Schweizerin, da jetzt ihr Herz zum Zerspringen pochte, sich zur Ruhe zwingen müssen und gesagt: «Herr Professor, darf ich dem Patienten dienen?»

«Fräulein Waldhard, wollen Sie spenden?»

«Sehr gern, Herr Professor! Bitte!» sagte sie leise.

Da wandte sich der Chefarzt an die Oberärzte:

«Meine Herren, es ist keine Zeit zu verlieren! Wir haben noch 41 Puls!»

Während der Transfusion herrschte lautlose Stille, die nur durch die kurzen, leisen Anforderungen, die Horstmoor an die assistierenden Aerzte und die Laborantinnen stellte, unterbrochen wurde.

Nachdem endlich die Hauptarbeit der Operation getan war, streckten einige ihren Rücken und sprachen leise miteinander. Eine Schwester wandte sich flüsternd an einen der Aerzte: «Haben Sie Hoffnung?»

Der Gefragte blickte sie über die Brille hinweg an,

hob ruckartig die Augenbrauen und dann die Schultern. Der zweite Oberarzt, der die Frage auch gehört hatte, sagte:

«Ein Körper aus Muskeln und Sehnen! Stramm! Keine Unze faules Fleisch! Ein rassisger Ker! Widerstandskraft hat der sicher!»

«Aber die Leber!» sagte sein Kollege bedenklich. «Es wäre schade!» flüsterte eine Laborantin. «Solch ein Mann!»

«Dieser Kopf!» erwiderte leise ihre Kollegin.

Als die letzte Silberklammer gesetzt war, fuhr man den Bewußtlosen auf Gummirädern in sein Zimmer und bettete ihn mit größter Vorsicht auf das kühle Leinen.

Nachtdienst hatte der Oberarzt Dr. Hogendorp. Die erste Wache bei dem Operierten bekam Schwester Dalstra.

Der Oberarzt instruierte sie, ihm beim Erwachen des Patienten sofort zu läuten, damit er die erste Morphiumeinspritzung machen könne. Mit der zweiten müsse man aber warten bis sechs Uhr früh.

Bis elf Uhr abends hatte der Operierte reglos gelegen, ohne jeden hörbaren Atemzug, so daß ihm Schwester Dalstra, die sehr gewissenhaft war, aber im Krankendienst jedes Gefühl verloren hatte, wiederholt den Puls fühlte, dessen Schläge zählte und ab und zu mit einem Rundspiegel, den sie vor den Mund des Patienten hielt, feststellte, ob er noch atme.

Die erste Bewegung des Kranken war von einem lauten Stöhnen begleitet, ein Zeichen, daß er durch Schmerzen wach geworden war. Allein die Besinnung kam ihm nur langsam.

Schwester Dalstra läutete nach dem Arzte, und als dieser nach wenigen Minuten erschien, rechte sich der Kranke ein wenig auf, griff nach der Haube der Schwester, riß sie ihr herunter, verwirrte ihr Haar und benahm sich, noch halb im Delirium der Narkose, wie ein Mann im Rausche.

Die Krankenschwester war über dies Benehmen sehr ungehalten, machte einige verständnislose Bemerkungen, so daß sie der Arzt sarkastisch beruhigen mußte:

«Auf Sie hat er es bestimmt nicht abgesehen! Das ist die Wirkung des Aethers, die Sie doch nachgerade kennen sollten.»

«Schon!» sagte Schwester Dalstra. «Aber in diesem Zustand kommt es heraus, wie die Männer sind!»

Er gab dem Aermsten Morphium-Einspritzungen in den rechten Oberschenkel und in die linke Bauchgegend, worauf nach einigen Minuten Frederik wieder in das Nichtsein versank.

Um zwei Uhr nachts erwachte der auf dem Rücken Liegende zum zweiten Male mit heftigsten Schmerzen, drehte den Kopf seitlich nach rechts und sah an der Wand bei einem abgeblendeten Lämpchen eine unteretzte, kurznackige Schwester sitzen, deren goldene Brille auf ihren dicken Wangen auflag. Sie lispelte Gebete aus einem Brevier, das, in schwarzes Leder gebunden, einen blutroten Papierschnitt zeigte.

«Schwester!» flüsterte der Leidende. «Bitte, geben Sie mir eine Einspritzung!»

«Morgen früh um sechs Uhr!» antwortete sie, kurz aufblickend. «Eher dürfen wir sie Ihnen nicht geben!»

«Schwester, ich habe große Schmerzen!»

«Ich weiß es», sagte sie geschäftsmäßig. «Das ist immer so nach schweren Operationen.»

«Lassen Sie das Beten!» sagte nun der Kranke lauter.

«Es ist mir nützlicher, wenn Sie mir eine Einspritzung machen.»

«Oberarzt Dr. Hogendorp hat die nächste Einspritzung auf früh sechs Uhr angeordnet.»

«Rufen Sie sofort den diensttuenden Arzt!» forderte nun der Leidende.

Aber Schwester Dalstra blieb ruhig sitzen und erwiderte: «Das werde ich nicht tun!» Und da sie sich immer noch nicht rührte, schrie plötzlich der Kranke:

«Hinaus! Ich will Sie nicht mehr sehen! Betreten Sie nie mehr mein Zimmer! Hinaus!»

Obwohl es ihm große Schmerzen bereitete, griff er nach dem Klingelzug...

«Bitte, Herr Doktor, entfernen Sie sofort diese Frau aus meinem Zimmer! Sofort!» rief er dem eintretenden Arzte entgegen, der bestürzt an sein Bett eilte, sich für die Schwester entschuldigte, ihn beruhigte und ihm die Zusicherung gab, sogleich eine dienst- und hilfsbereite Pflegerin zu schicken, niemals mehr Schwester Dalstra, und schließlich den Wunsch des Leidenden nach einer vorzeitigen erneuten Einspritzung bereitwillig erfüllte.

VI.

Man hatte im Hause der alten Tante Josepha in Bloemendaal bis acht Uhr abends mit dem Beginn des festlichen Essens gewartet, aber Frederik war nicht erschienen.

Tacohayo, der wie immer auf dem Sprunge stand und eigentlich froh war, daß Frederik verzog, sagte:

«Große Herren machen sich teuer!»

«Aleyda», fragte Tante Josepha, «bei dir war er doch am Mittag zum Kaffeetrinken! Hat er nicht gesagt, daß er pünktlich erscheinen wolle?»

«Freilich! Er ist, wie jeden Donnerstag, nach dem Essen nur noch nach Zandvoort gefahren, um ein Stündchen zu reiten.»

Gostowe van Monaert, die älteste der Schwestern, die, starkknöchig und unansehnlich, von der Natur auch sonst benachteiligt war, hatte später als alle ihre Schwestern geheiratet, nachdem sie 43 Jahre alt geworden

(Fortsetzung Seite 1409)



Der Stern der Heiligen Drei Könige

Die auffällige und schöne Konstellation von Jupiter und Saturn im Sternbilde der Fische beherrscht deutlich wahrnehmbar schon seit vergangenem Sommer den Abendhimmel. Der Astronom Kepler (1571—1619) berechnete, mit seinem feinen Gefühl für das, was hinter den Dingen ist, daß diese gleiche Sternkonstellation die Weisen aus dem Morgenland zur Zeit der Geburt Christi zu ihrer Reise nach Palästina veranlaßt haben mußte; in der alten Astrologie waren die Fische das himmlische Sinnbild des Heilands. Bild: Aufnahme des «Sternes der Heiligen Drei Könige» vom Lichtklimatischen Observatorium Arosa am 18. September abends 9 Uhr in der Bildmitte über der Mädigerfluh. Der größere Stern links ist Jupiter, rechts, etwas tiefer, Saturn. Die Silhouette im Vordergrund ist die neue Eidg. Sternwarte.

L'étoile des rois mages. On peut observer très distinctement dans le firmament, depuis l'été dernier déjà, la magnifique et surprenante constellation de Jupiter et Saturne, dans le signe des Poissons. L'astronome Kepler (1571—1619) avait calculé que cette même constellation apparut dans le ciel de l'Orient à l'époque de la naissance du Christ et qu'elle incita les rois mages à partir pour la Palestine. Dans l'astrologie antique, les Poissons étaient le signe de Notre Sauveur Jésus-Christ. Photo: L'étoile des trois rois mages (au milieu du cliché) photographiée de l'observatoire météorologique d'Arosa, le 18 septembre dernier, à 9 heures du soir. La grande étoile à gauche est Jupiter et plus au fond, à droite, se trouve Saturne. Au premier plan, la silhouette de l'observatoire.



Nächtlicher Blick vom Hafendamm von Dover über den Kanal nach der französischen Küste

während eines Bombardements der deutschen Stellungen durch englische Flieger. Die vielen weißen Flecken sind die Mündungsfeuer der deutschen Flabgeschütze, der strahlenförmige Fleck links ist ein deutscher Scheinwerfer in Tätigkeit.

La côte française, vue du port de Douvres, durant un bombardement de l'aviation anglaise sur les positions allemandes. Les feux des bombes, ceux de la défense anti-aérienne allemande et les projecteurs illuminent la nuit.

UNTERWEGS

Besinnliches von Manesse

war, und zwar einen über siebzehn Jahre älteren höheren Beamten, einen Witwer mit zwei verheirateten Töchtern. Sie war von allen Kindern am längsten im Hause der Tante Josepha geblieben. Sie hatte viel erduldet, allezeit fromm und sparsam gelebt, ihr Vermögen, das aus den Händen Frederiks stammte, niemals angetastet, gut vermehrt und es schließlich durchgesetzt, daß sie im Garten der Tante ein Maler-Atelier errichten durfte.

Gelegentlich eines Missionsfestes war ihr der Witwer Pietjan Pleuzer, der in Bloemendaal als früh pensionierter Beamter zurückgezogen lebte, vorgestellt worden.

Da er erfahren, daß Gostowe, wie allgemein bekannt war, über Kapital verfügte, faßte er den wohlüberlegten Plan, seine Situation wesentlich zu verbessern.

Pietjan Pleuzer — den sein Name bezeichnete — machte eines Sonntags Besuch im Hause des Fräuleins Vermeulen, den er vorher schriftlich angemeldet hatte, und unterbreitete Gostowe den Wunsch, von ihr gemalt zu werden, da er schon viel von ihrem großen Talent gehört habe. Er gedanke, mit seinem Porträt einer Tochter, die in Kapstadt verheiratet sei und sein Bild gewünscht habe, ein wertvolles Geburtstagsgeschenk zu machen.

Er wußte so überzeugend und ernst zu reden, so unauffällig und bieder seine tieferen Absichten zu verbergen, daß Gostowe, die sonst nur Blumenstücke malte, die klug eingefädelt Nadel aufnahm und das Netz, das Pietjan Pleuzer über ihren Kopf geworfen, weiterhäkelte und sich gründlich darin verstrickte.

Man wurde schnell einig. Der galante Alte wurde von Tante Josepha zum Tee eingeladen, und noch am selben Tage begann Gostowe auf grundlegender Leinwand die Porträtskizze, eine Kohlezeichnung, zu entwerfen, da man in Anbetracht des nicht allzu fernen Geburtstages keine Zeit verlieren durfte.

Pietjan Pleuzer erreichte sein Ziel schneller, lange bevor die unermüdete Gostowe seinen wie poliert glänzenden Schädel, seine verräterischen Habichtsaugen, die zwischen faltigen Lidern hervorquellen, gemalt hatte.

Der Aufwand an Fleiß lohnte sich zwar nicht, denn das Porträt mißlang Gostowe vollständig.

Es wurde, obwohl es wiederholt abgezogen und immer wieder übermalt worden war, niemals fertig.

Pleuzer paßte in diese alte Familie wie ein Krämer in ein großes, vornehmes Handelshaus. Haarscharf seinen Vorteil berechnend, klein und kleinlich, rechthaberisch, alles und jedes besser wissend, mit starken moralischen Anwendungen, sah er nach seiner Verheiratung mit Gostowe eine kurze Zeit, das Vertrauen der Redseligen gründlich ausnützend, schweigend zu, bis er in alles Wissenswerte der großen Familie gut eingeweiht war. Dann schloß er sich an Tante Josepha an und saß über die van Monoarts zu Gericht.

In dem geräumigen Wohnzimmer der Tante Josepha befand sich ein großer Ofenschirm, den man im Winter vor den Kamin stellte, wenn das offene Feuer peinlich wurde. Hinter diesen Schirm, der sommers gegen eine Wand gerückt war, zog sich Pietjan Pleuzer meist zurück, so daß man nur seinen kahlen Kopf sah, wenn er seine Weisheiten verzapfte, während die anderen in den Sesseln Platz genommen hatten.

Diese seltsame Gewohnheit, die er auch in seinem Hause übte, sich hinter den Ofenschirm zu stellen, um ein körperliches Unbehagen möglichst unauffällig zu beseitigen, hatte zu den voluminösesten Erklärungen Anlaß gegeben, die, im geheimen geflüstert und weitergegeben, um so fröhlicher und komischer ausfielen, je angeregter die Geselligkeit war, und heute, als Pleuzer wiederholt mit dem stark geröteten Kopfe untertauchte, laute Heiterkeit auslöste.

Gostowe hatte, obwohl sie den Grund wissen mochte, wie zur Entschuldigung der Seltsamkeit, den Gatten gefragt:

«Was machst du eigentlich immer wieder hinter dem Ofenschirm?»

«Es scheint, er macht Reitübungen!» sagte Derk.

«Nein!» erwiderte Pleuzer angriffig. «Ebensowenig wie Sie, da Sie sich ja vor jedem durchgehenden Pferde fürchten.»

Er spielte auf einen Vorgang an, dessen Augenzeuge er gewesen war.

Das war Noor van Monoart, der Gattin Derks, die häufig streitlustig aufgelegt war, aus der Seele gesprochen, denn sie versetzte ihrem Mann gern einen Stich. Und Pleuzer fuhr fort:

«Ich reite, wie Sie, auch lieber auf dem Wasser! Das Pferdereien überlasse ich Meneer Frederik van Monoart und anderen vornehmen Herren!»

«Sie würden als Reiter auch kaum eine gute Figur machen!» spöttelte Noor, die eine Tochter Toonzens war, des Vorgängers Frederiks in allen hohen Ämtern der Medan Kultur AG. Als leidenschaftliche Reiterin und Amazone, die auf schwierigen Springkonkurrenzen schon erste Preise gewonnen hatte, fand sie die bissigen Bemerkungen dieses Philisters herausfordernd.

«Ich finde eine Dame im Herrenstatts», warf Tante Josepha sehr indigniert ein, «auch abscheulich!»

Und damit erklärte sie, nicht mehr länger warten zu wollen und lud zu Tische.

Pietjan Pleuzer kam hinter dem Ofenschirm hervor und beeilte sich, die Türe zum Speisezimmer zu öffnen.

Weihnachten in schwerer Zeit

Die Weihnachten, die wir heuer begehen, wird wohl an vielen Orten etwas bescheidener ausfallen als andere Jahre. Ich hoffe es. Es wäre nicht in der Ordnung, das Fest ohne Abstriche zu feiern und zu tun, als ginge einem das Elend der Welt nichts an und nichts die Not der Menschen, der vielen jetzt leidenden Menschen. Da ist es vielleicht gar nicht ungeschickt, daß auch die Begünstigten, denen es nicht an den Mitteln und nicht am warmen Herde fehlt, sich notwendigerweise ein wenig werden zurückhalten müssen: sie werden nicht so viel backen können wie ehemals, und die Kleiderkarte mag manchen zu weitgehenden Wünschen Schranken setzen. Die Teuerung sorgt aber hoffentlich dafür, daß auch im übrigen der Gabentisch wieder übersichtlicher wird.

*

Es haben wohl viele der Älteren meinen stillen Kummer geteilt, daß alle diese Feste einer unabwendbaren Wandlung unterliegen sind. Sie haben zwei Seiten, eine des inneren und eine des äußeren Lebens, und in zunehmendem Maße hat sich das Gewicht auf die materielle Seite geschoben, auf die Seite des Genießens und der Entgegennahme von Geschenken. Warum das so kam, soll dahingestellt bleiben, und es kann sich und soll sich auch gar nicht darum handeln, einer gewissen festlichen Gestaltung des Lebens bei einem solchen Anlaß und dem Wunsche, seine Lieben mit einer herzlich gemeinten Gabe zu bedenken, den Krieg zu erklären und sie zu verdammen. Aber es ist allenthalben das richtige Maß, das erwogen sein will, und in diesem Falle wäre es leichter als in manchem anderen zu finden: alles Äußere hat nur einen Sinn, wenn es uns die innere Bedeutung des Festes tiefer erleben läßt. Es verliert seinen Sinn völlig und verkehrt ihn ins Gegenteil, wenn über ihm das Gefühl abhanden kommt, daß alles Äußere nur Ausdruck eines Innern ist.

*

Ich habe mir von einem feinen Herrn erzählen lassen, der, aus hochangesehener Familie stammend, nun zu hohen Jahren gekommen, aber noch immer rüstig am Werke ist: der hat als Knabe zu Weihnachten neben dem Lichterbaum ein Paar Strümpfe und einen Apfel erhalten. Glaubt jemand, daß sein Weihnachtsereignis weniger innig gewesen ist, als wenn neben den Strümpfen und dem Apfel noch eine elektrische Eisenbahn, eine Skiausrüstung, zwei Meccanokasten, drei Bücher, der Schülerkalender und das Bon für einen Skikurs im Berner Oberland den Gabentisch geziert hätten? Man kann manchmal bei kleinen Kindern die herzerfreuende Beobachtung machen, daß sie sich, so reich der Gabentisch auch sein möge, auf irgendeine Kleinigkeit werfen, sie fast mit Leidenschaft behändigen und nicht verstehen, daß manches andere (von höherem Realwert) ihnen ebenfalls zugehört ist. Was für ein Christkind, das eine solche Gabe liebevoll bereitzustellen vermag! Fürwahr, die Masse macht es nicht, man muß es sich immer wieder sagen.

*

Gerade in dieser schweren Zeit, glaube ich, wird es leicht sein, den Kindern klarzumachen, daß die Bescheidung bescheidener ausfallen muß als in besseren Jahren. Es lasten andere Pflichten noch auf uns, auch abgesehen von der Teuerung, die nach und nach zu behutsamerem Haushalten zwingt. Da sind die Soldaten an der Grenze,

die die Heimat hüten und uns vor Heimsuchung bewahren — auch ihrer müssen wir jetzt gedenken und besorgt sein, daß sie, fern von ihrer Familie, doch von einem weihnachtlichen Grusse erreicht werden. Keine Weihnachtsfeier kann denkbar sein ohne das Gefühl, für die Weihnacht der Soldaten seinen Beitrag gespendet zu haben. Da sind die vielen Notleidenden, für die Sammlungen in die Wege geleitet werden, Menschen, denen wir, da jetzt alle ein selbes Grunderlebnis zusammenschließt, enger verbunden sind als jemals, und für die wir, solange wir es noch können, das Unrige tun müssen. Mit keinem Fest verträge es sich so schlecht wie mit Weihnachten, nur an sich selber denken zu wollen — das verstehen die Kinder wohl, und sie verstehen, daß man sich in der Familie ein bißchen bescheidener bedenken muß, wenn man in solcher Zeit zugleich allen dringlichen Pflichten gerecht werden soll.

*

Das Weihnachtsfest wird dadurch nicht ärmer werden — im Gegenteil. Wenn wir uns bemühen, den Ausfall an Materiellem durch innere Werte wettzumachen, so muß es gewinnen. Wir mühten uns vornehmen, an diesem Tag einmal ganz und ausschließlich für die Unsern da zu sein, für sie eine ganz besonders lieb ausgedachte Ueberraschung bereitzuhalten und mit dem besten Wohlwollen aufzunehmen, was sie zu einem schönen und friedlichen Abend beizutragen gewillt sind. Wie wäre es, wieder einmal in der Familie zu singen oder zu musizieren? Wie wäre es mit einem gemeinsamen Gang durch die verdunkelte Landschaft, mit der Vorlesung aus einem schönen Buche, mit Erzählungen aus der weit zurückliegenden Kinderzeit? Es fällt vielen schwer, einen solchen Vorschlag einfach aus dem Aermel zu schütteln, aber noch ist es Zeit, ein wenig daran zu denken, und wenn es zuvor schon liebevoll überlegt ist, wird es sich leichter ins Werk setzen lassen. Es gilt, etwas zu unternehmen, das allen im Herzen wohltut.

*

Ich bin kein Theologe und will mich nicht auf die Aeste hinauswagen. Aber es brennt mich doch zu sagen, da manche nicht daran denken oder denken wollen: Wie wäre es, sich an Weihnachten des tiefsten Sinnes des Festes zu erinnern? Es darf auch einen, der selten oder nie zur Kirche geht, an diesem Tag eine Wehestimmung ergreifen, gilt das Fest doch der Geburt dessen, der das Kreuz gebracht hat, das Kreuz, das auch im Zeichen unseres Vaterlandes steht. Vielleicht greift er eine oder andere doch wieder zu seiner alten Bibel und liest im zweiten Kapitel des Lukas-Evangeliums und im zweiten des Matthäus-Evangeliums die Weihnachtsgeschichte nach und macht sich seine Gedanken über die Bedeutung der Stunde, von der die Verkündigung des christlichen Geistes und der christlichen Gesittung ausgegangen ist.

*

Wir sind allesamt keine vollkommenen Christen, da die Vollkommenheit nicht unser Teil ist. Aber wir können und sollen auf dem Wege dessen gehen, der das unendliche Ziel gesteckt hat. Je dunkler die Nacht, desto heller die Sterne. Gerade darum wäre es heuer nötig, nicht am tiefsten Sinn des Weihnachtsfestes vorüberzugehen und im Angesichte der Not der Zeit das Herz zu erheben im Glauben an die Verkündigung. Denn der Glaube ist es, der uns weiter tragen muß.

Man ging mit gemischten Gefühlen hinüber.

«Nun ist unser Braten sicher nicht gut ausgefallen», klagte das alte Fräulein, «weil wir so lange warten mußten.»

«Schadel!» pflichtete ihr Tacohayo bei.

«Es ist rücksichtslos von Frederik!» schürte Gostowe,

«Sie liebe Tante, so zu vernachlässigen, auch noch an Ihrem 75. Geburtstag. Er weiß doch, was wir Ihnen schuldig sind!»

«Das hat keiner mehr anerkannt als Frederik!» sagte Aleyda, über Gostowe innerlich empört, weil sie daran dachte, wie reichlich ihr Bruder die alte Tante Josepha schon vor Jahren entschädigt hatte.

«Manche reiche Leute glauben eben», hob Pleuzer wieder an, «sich alles erlauben zu können, nur deshalb, weil sie reich sind!»

«Sie scheinen, Meneer Pleuzer, diesen Glauben der reichen Leute schnell zu dem Ihren gemacht zu haben», erwiderte Noor maliziös über den Tisch hinüber.

«Wieso?» fragte Tante Josepha streng.

«Keiner erlaubt sich so viel wie Meneer Pleuzer!»

«Das Verhalten Frederiks ist aber auch rücksichtslos!» beharrte Tante Josepha.

«Wie behandelt er seinen lieben Bruder Taco!» sagte das alte Fräulein wehleidig. «Er spricht seit Jahren kein

Wort mit ihm. Niemand kann einen Grund dafür angeben. Er verläßt die Gesellschaft, wenn Taco eintritt. Er kommt sicher auch heute nicht, weil er ahnt, daß Taco zugegen ist. Ich habe Frederik über sein Verhalten zur Rede gestellt.»

«Und nun?» spannte Pleuzer.

«Keine einzige Silbe brachte er über seine bleichen Lippen. Von allen Zuwendungen, die er mir und seinen Geschwistern zuteil werden ließ, hat er Taco ausgeschlossen. Ist das brüderlich?»

Alle hatten während der aufgeregten Worte der Tante geschwiegen, wie Kinder, über die eine Strafpredigt niedergegangen ist. Auch Aleyda saß stumm. Aber sie aß keinen Bissen. Sie bekam rote Flecken auf die Wangen, ihre Augen brannten. Sie war die einzige, die alles wußte.

Eine Zeitlang als man ruhig weiter, die Bedienung wechselte die Teller.

Da nun Tante Vermeulen auf keinerlei Widerspruch gestoßen war, mußte sie, weil dieser Familienantag ihr dazu sehr geeignet schien, auch noch das letzte sagen:

«Abscheulich ist — das war ihr Lieblingswort, wenn sie etwas ablehnte —, wie Frederik seine Frau behandelt, die gute Requina. Kann man überhaupt Frederiks Ehe

nach eine Gemeinschaft nennen? Die arme Requina muß das ganze Jahr auf Reisen gehen, weil ihre Gegenwart dem angetrauten Gatten nicht mehr erwünscht ist. Und wenn sie, die Ruhe Begehrende, einmal heimkehrt und in ihrem Hause in Baarn ein paar Wochen wohnen will, dann verläßt Frederik die Villa Semarang und sucht seine Amsterdamer Wohnung auf!

Da entgegnete Frau Noor ironisch: «Requina soll sich aber dabei sehr wohl befinden!» Sie fühlte mit dieser Schwägerin durchaus keine gleichgestimmten Herzschräge, haßte ihre Kälte, mißgönnte ihr diesen Mann und fand, daß ihr hochfahrendes Wesen keine Berechtigung habe. So sagte sie:

«Man kann in Spaa, Trouville, Cannes, in Santa Margherita und auf Capri ausgezeichnet leben, und Requinas Nachrichten beweisen, daß ihr das Reiseleben nicht übel gefällt. Ich bewundere Frederik, der ihr so reiche Mittel zur Verfügung stellt.»

«Sie nehmen also die Handlungsweise Frederiks in Schutz?»

«Ich verurteile sie wenigstens nicht, weil keines von uns die Gründe kennt — auch Sie nicht, Fräulein Ver-

meungeblieben, weil wir der Feigheit unterliegen. Wir fürchten die bösen Zungen in der Verwandtschaft und stolpern über die zu erwartenden moralischen Einwände.»

Aleyda konnte die Unterhaltung nicht mehr länger mitanhören und dazu schweigen. Sie war nicht mehr zu halten und verließ ohne Abschied das freudlose Haus...

VII.

Morgens um elf Uhr erwachte Frederik van Monaert. Den Kopf nach der Wand drehend, sah er die zwei großen Augen gespannt auf sich gerichtet, die vor der Operation in tiefer Sorge über ihm gestanden hatten, als er mit Äther eingeschlafert wurde.

Noch ganz unter der Einwirkung des Morphiums, atmete er einige Augenblicke leicht und frei, wie in einem seligen Gefühl, regte sich lange Zeit nicht und sprach auch nicht.

Er schaute forschend in diese fürchtenden graublauen Augen, deren Iris mit einer feinen schwarzen Linie umzogen waren. Dann machte er fast unwillkürlich eine kleine Bewegung mit der rechten Hand, worauf die junge Pflegerin sogleich sich erhob, einen Klingelzug bediente und langsam näherkam.

«Ich freue mich, daß Sie hier sind», sagte er stockend, mit bedeckter Stimme, denn die Zunge gehorchte ihm nur schwer. Sie waren doch bei der Operation dabei und rieten, beim Eintritt der Bewußtlosigkeit mir vorzustellen, daß ich flöge...»

«Ja, mein Herr! Ich sprach aus Erfahrung, denn ich wußte, daß bei der eintretenden Narkose das Gefühl des Versinkens ins Bodenlose schrecklich ist. Später lehrte man mich, daß der zu Operierende diese Vorstellung abweisen und ihr eine andere Richtung geben könne.»

«Ich danke Ihnen für den guten Rat, mein Fräulein! Ich bin tatsächlich geflogен, und diese Illusion war sehr schön!»

«Aber, bitte, Sie dürfen jetzt nicht laut sprechen!» sagte sie besorgt. «Es könnte Ihnen schaden.»

«Erlauben Sie mir, bitte, nur ein paar Fragen!»

«Nur ein paar Worte!» bat sie. «Ich will Ihnen gern alles erzählen, was Sie erfragen könnten, wenn ich deutsch reden darf.»

«Bitte, erzählen Sie! Es ist mir gleich, welcher Sprache Sie sich bedienen. Sind Sie eine Deutsche?»

«Nein! Eine Schweizerin!»

«Darf ich Ihren Namen wissen?»

«Ich heiße Waldhard.»

«Waldhard!» wiederholte er. «Sie sind aber keine Krankenpflegerin?»

«Gegenwärtig doch, aber ich bin keine Schwester!»

«Nun, was sind Sie denn?»

«Ich bin eine angehende Aerztin, eine der Assistentinnen Professor Horstmoors.»

«Haben Sie Ihre Studien schon abgeschlossen, Fräulein Dr. Waldhard?»

«Meine Studien habe ich, nach allen vorgeschriebenen Einzelprüfungen, mit dem Staatsexamen abgeschlossen.»

Ich bin hier an der Klinik zur weiteren Ausbildung. Aber den Dokortitel habe ich noch nicht erworben.»

«Darf ich also nicht Fräulein Doktor zu Ihnen sagen?»

«Bitte, nur Waldhard!»

Als der Kranke noch weiterreden wollte, unterbrach sie ihn mit einem liebevollen Ton:

«Bitte! Bitte! Nicht mehr sprechen!»

Der Leidende verzog das Gesicht, griff an seine Brust, unterbrach ruckartig den Atemzug, als fühle er Stiche, und hustete.

«Woher kommen diese Stiche?» fragte er mühsam.

«Von den Splintern Ihrer Rippenbrüche, die in die Lunge gedrungen sind.»

«Wird man sie noch entfernen?»

«Nein! Man läßt sie drin. Sie wachsen ein. Später spüren Sie nichts mehr davon.»

Die Aerztin ergriff eine Schüssel, legte die linke Hand hinter seinen Rücken und richtete den Hilflösen etwas auf. Geronnenes Blut brachte er mit Anstrengung hervor.

Der Professor, zwei Oberärzte und die Oberschwester waren in diesem Augenblicke eingetreten und kamen ihr schnell zu Hilfe.

«Ist der Patient schon lange wach?» fragte Horstmoor.

«Er wurde wach, als ich klingelte», erwiderte die Assistentin.

Die Aerzte gewährten dem Kranken, dem mit der vergehenden Wirkung des schmerzstillenden Mittels und dem heller werdenden Bewußtsein alle Schmerzen fühlbarer und peinlicher geworden waren, jede nur mögliche Erleichterung.

Sie ließen sich genau Bericht erstatten über den Verlauf der Nacht.

Ueber dem Bette befestigte die Oberschwester eine Tafel, die den Namen Frederik van Monaert trug und die lateinischen Bezeichnungen seiner Verletzungen. Darunter hing die Tabelle der regelmäßigen Messungen.

Professor Horstmoor prüfte die Aufzeichnungen und ergänzte sie auf Grund der neuen Untersuchungen.

Die Oberärzte erneuerten die Verbände. Die Oberschwester und die Assistentin ordneten das Bett und legten den Hilflösen, der nun auch über starke Schmerzen im Rücken klagte, in die beste Lage, so daß der Ausfluß aus der gequetschten Leber, der Gummidrain, der aus der offengehaltenen Rückenwunde heraushing, funktionieren konnte.

In der Folge der Untersuchungen stellte sich heraus, daß eine Verletzung des Rückgrates in Rechnung gezogen werden mußte, die aber erst später genau feststellbar war.

«Bitte, Fräulein Waldhard», sagte die Oberschwester, «legen Sie sich jetzt nieder! Sie haben nur wenige Stunden Schlaf gehabt. Schwester Dalstra wird Sie ablösen!»

Dagegen erhob Dr. Hogendorp Einspruch und erklärte leise der Oberschwester die Gründe.

Schwester Flaskamp übernahm die Pflege.

Als die Schweizerin das Zimmer verlassen wollte, um sich auszuruhen, sagte der Leidende, ihr die Hand reichend:

«Ich danke Ihnen, Fräulein Waldhard! Bitte, kommen Sie bald wieder!»

Im Laufe des Tages wurde mit lautloser Vorsicht ein zweites Bett in das große Zimmer hineingefahren, damit man den Kranken umbetten konnte.

Vor dem Speisezimmer der Aerzte, wo Fräulein Waldhard das versäumte Frühstück schnell nachholen wollte, begegnete ihr Schwester Dalstra.

«War er auch so grob zu Ihnen?»

«Wen meinen Sie?» fragte die Assistentin zurück.

«Nun, den vornehmen Herrn auf Nummer 31. Hat er auch Kongestionen nach Ihrem Kopfe gehabt?» fragte sie spöttisch. «Mir hat er die Haube samt der Frisur heruntergerissen und mich angebellert wie ein tollwütiger Hund!»

Die Assistentin war sprachlos.

«Na, der Herr wird schon klein beigegeben!» tröste sie die andere. «Es ist ja noch nicht aller Tag Abend.»

«Es ist doch ein sehr feiner Herr!» erwiderte Fräulein Waldhard, innerlich empört.

«Die Sorte Feinheit kenne ich», höhnte Schwester Dalstra. «Ich sage Ihnen, Fräulein Waldhard, sehen Sie sich da nur vor!»

Ehe die Schweizerin ihr Frühstück beendet hatte, erschien Professor Horstmoor im Speisezimmer und setzte sich für wenige Augenblicke ihr gegenüber.

«Fräulein Waldhard, es ist ein besonderer Fall, eine große Ausnahme, wenn ich diese Bitte Ihnen ausspreche. Der Patient auf Nummer 31, Herr Frederik van Monaert, hat den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß Sie seine Pflege übernehmen möchten. Ich weiß, daß dies ein Opfer für Sie ist. Deshalb habe ich dem Patienten auch keine Zusage erteilen können. Ich bitte also im voraus um Entschuldigung, wenn ich Ihnen ein Ansinnen stelle, das außerhalb Ihrer ärztlichen Verpflichtungen und dienstlichen Funktionen liegt. Allein es handelt sich um die Bitte eines von mir hochgeschätzten Mannes, der zudem leider sehr wenig Aussicht hat...»

Die Schweizerin wollte wiederholt antworten, hielt es aber für unhöflich, den Chef zu unterbrechen. Bei der ersten Pause, die er machte, sagte sie kurz:

«Ich werde die Pflege übernehmen!»

«Danke! Ich wußte, daß Sie keine Fehlbitte tun würden. Aber glauben Sie, der schweren Aufgabe physisch gewachsen zu sein?»

«Durchaus!»

«Haben Sie auch an die Nachtwachen gedacht?»

«Deshalb müssen Sie sich keine Sorgen machen, Herr Professor! Nur eins! Für gewisse Hilfeleistungen bitte ich eine Schwester mir zuzuordnen, über die ich jederzeit verfügen kann.»

«Ich verstehe... gern!»

«Vielleicht Schwester Flaskamp?» fragte sie.

«Ich werde sofort die Oberschwester von Ihrem Wunsche unterrichten!»

«Darf ich noch eine Frage stellen, Herr Professor?»

«Bitte!»

«Halten Sie wirklich den Fall für hoffnungslos?»

«Das ist vielleicht zu viel gesagt. Allein wenn eine ernstliche Verletzung des Rückgrats festgestellt werden sollte, glaube ich mindestens an eine sehr lange Rekonvaleszenz oder an einen resultierenden Dauerschaden.»

Horstmoor ging auf die Tür zu und kehrte kurz um:

«Die Hauptsache habe ich ganz vergessen. Sie werden natürlich als Aerztin von der Klinik entschädigt werden, und zwar angemessen und ausreichend. Herr van Monaert gehört übrigens zu den reichsten Leuten Amsterdams.»

«Das hätte nicht kommen dürfen, Herr Professor!» sagte die Assistentin betroffen, fast vorwurfsvoll. «Ich übernehme gerne die Arbeit, aber keinesfalls, wenn ich dafür extra honoriert werde!»

«Nun! Nun!» beschwichtigte Horstmoor. «Sie sind ein wackerer Kerl, Waldhard! Und eine tapfere Frau!»

(Fortsetzung Seite 1412)

Dennoch . . .

VON HEDWIG WANNER

Und Ihr wollt dennoch Weihnachtlichter brennen,

Wenn eine ganze Welt in Flammen steht?

Wenn über Städte dumpf der Todesengel geht?

Wenn von so vielen Wünschen, echtem Lieben

Nur Gräber, dunkle Gräber sind geblieben?

Und dennoch wollt Ihr Weihnachtsterzen brennen?

Dann legt in Gottes Hände Euren Schmerz

Und bittet ihn für einen Tag

Um das verlorene Kinderherz.

meulen —, die Frederiks Handeln bestimmen. Wie ich durch Zufall erfahren habe, soll sich Schwager Frederik mit dem Gedanken tragen, die Scheidung durchzuführen.»

Die Wirkung dieser Worte wurde auf allen Gesichtern sichtbar, aber auf allen verschieden.

Taco blickte erschrocken.

«Nun, da wird man ja die Gründe erfahren», sagte Gostowe fast vergnügt.

«Das ist abscheulich!» pochte Tante Josepha atemlos.

«Das sind die Folgen des Lebens in den Kolonien. Ich habe sie vorausgesehen. Alle, die dort waren, kranken daran. Aber das darf nicht sein! Gottlob sind wir noch Christen! In unserer Familie wird es niemals zu einer Scheidung kommen!»

«Warum nicht?» fragte Noor mit amüsiertem Lächeln über diese sitliche Entrüstung.

«Mein liebes Kind», errieferte sich Fräulein Vermeulen.

«Das verstehen Sie nicht!»

«Doch! Doch! Denn ich weiß es, wie es in einer Ehe zugehen kann. Und Sie, Fräulein Vermeulen, stehen in diesem Falle in der Erfahrung hinter mir, dem verheirateten Kinde, zurück!»

«Derk, ich bitte!» forderte Tante Josepha.

Da lachte Noor überlaut:

«Soll er mir etwa den Mund verbieten? Bei uns sagt jedes offen seine Meinung. Nicht wahr, lieber Derk?»

Ich halte eine reinliche Scheidung für viel sauberer, als eine — nennen wir es einmal gelinde — getrübte Ehe!

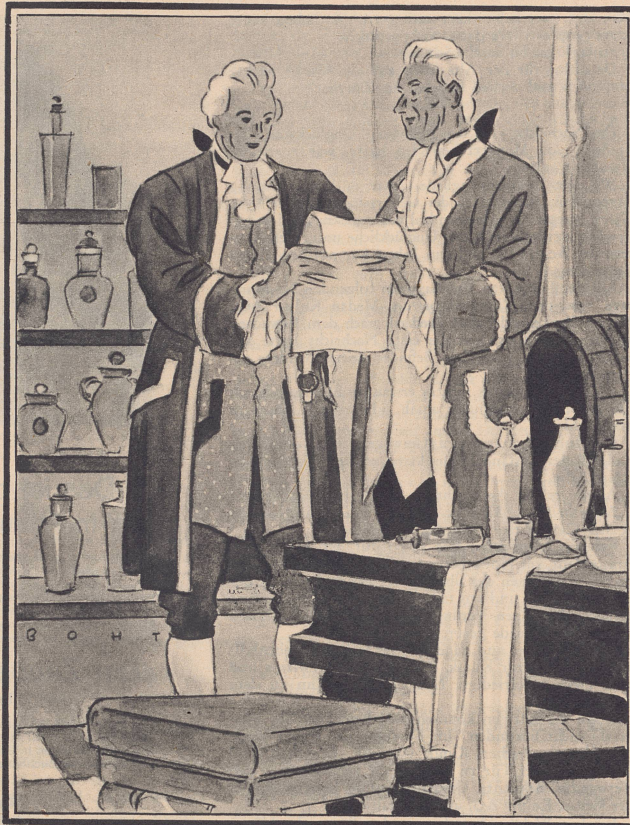
Derk und ich haben eine Scheidung auch schon erwogen. Nicht wahr, Derk? Aber wir sind immer wieder zusam-

Nächste Ziehung 14. Januar

Wieder 36 000 Gewinne und dazu
200 Festtags-Treffer
zu Fr. 40.- extra

Der Umtausch der Gewinnlose von Fr. 5.— bis Fr. 200.— der 12. Tranche gegen neue Lose der 13. Tranche erfolgt kostenlos durch die mit dem Roten Kleeblatt-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen, sowie durch das Offiz. Lotteriebüro, Nüscherstraße 45, Zürich.

INTERKANTONALE
Landes-Lotterie



Ich bin nun 231 Jahre alt

Ich, Johann Maria Farina, der ich 1709 mein Lebenswerk begründete, lebe weiter: in meiner Firma, meinem Rezept, meinem Kölnisch Wasser. Die streng gehüteten Geheimnisse der Kölnisch Wasserkammer, mein Ur-Rezept, übergab ich meinem Erben Johann Maria Farina. Dieser eröffnete im hohen Alter die Goldene Regel seinem Sohn. Und so kam das Rezept durch viele Generationen, vor fremdem Zugriff geschützt, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel. Mein Duftwasser, das als erstes in der Geschichte den Namen «Eau de Cologne» trug, konnte also von niemand anderem hergestellt werden, so sehr sich manche auch bemühten. Da ich es 231 Jahre immer in der gleichen Qualität herstellte, behielt es jene ungeschmälerte Ueberlegenheit, die von den historischen Farina-Freunden — Kaiser Karl VI., König Friedr. Wilhelm I., Zar Alexander I., Wolfgang von Goethe — aber auch von Millionen meiner heutigen Kunden immer aufs neue bestätigt wird. So halte ich seit 231 Jahren an meinem Ur-Rezept fest — so bekommen meine heutigen Kunden die gleiche Eau de Cologne wie jene Grandseigneurs des Rokoko.

FERNHALS



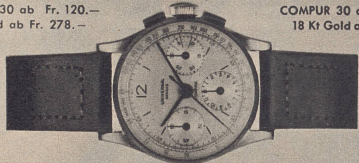
*Johann Maria Farina
gegenüber dem Jülichs-Platz*

IM DRITTEN JAHRHUNDERT

UNIVERSAL COMPAX

COMPAX 30 ab Fr. 120.—
18 Kt Gold ab Fr. 278.—

COMPUR 30 ab Fr. 93.—
18 Kt Gold ab Fr. 250.—



DIE PRÄZISIONS-ARMBANDUHR
MIT UNABHÄNGIGEM
MESSAPPARAT

ENTSPRICHT DEN ANFORDERUNGEN DER
HEUTIGEN ZEIT DURCH

ZUSÄTZLICHE LEISTUNGEN

UNENTBEHRLICH FÜR
MILITÄR - INDUSTRIE - SPORT

VERLANGEN SIE GRATIS u. FRANKO
" WAS MUSS MAN VOM COMPAX WISSEN "

REKLAMEDIENST UNIVERSAL — CASE RIVE 182 — GENÈVE

ERHÄLTlich BEI DEN FÜHRENDEN UHRMACHERN

Man sagt: wer liebt, dient auch gern. Sie haben heute schon geopfert! Ist's damit nicht genug?»

Sie erglühte bis an die Schläfen.
Da schlug ihr der Alte leicht auf die Wange, nickte freundlich und verließ lächelnd das Zimmer.

Die Nachricht von dem schweren Unglücksfall, der Frederik von Monaert betroffen hatte, war zuerst zu Tacohayo gelangt.

Wie alle Familienmitglieder hatte er keine Ahnung davon, daß, während an der Geburtstagsfeier der alten Tante Josepha in Bloemendaal das seelische Bild seines Bruders sezirt wurde, der Unglückliche unter den Messern der Aerzte lag und sein Leben nur noch an einem Faden hing.

Auf der Börse war Tacohayo am folgenden Nachmittage von dem Vizedirektor der Medan Kultur AG., Meneer Berkenrode, dem Frederik nach dem Erwachen aus der Bewußtlosigkeit die erste Nachricht hatte zukommen lassen, nach dem Befinden seines Bruders gefragt worden.

«Wie, Sie wissen es nicht?» erstaunte Berkenrode, als ihn Tacohayo verwundert ansah. «Es steht ja schon im Handelsblad.»

So erfuhr Tacohayo auf Umwegen, was vorgefallen und daß der Zustand Frederiks zu ernstern Besorgnissen Anlaß gebe.

Aleyda erfuhr die Nachricht durch ihn telephonisch. Auch an Frederiks Frau, Requina von Monaert, hatte er nach Cannes eine Depesche aufgegeben.

Fräulein Vermeulen war schon auf der Fahrt nach Amsterdam, zur Horstmoorschen Klinik. Auch sie hatte es, wie die meisten der übrigen Verwandtschaft, in der Zeitung gelesen und am tiefsten die vorwurfsvolle Pein gespürt, über einen Verunglückten in seiner schwersten Stunde ohne Gnade geurteilt zu haben.

Pietjan Pleuzer und seine Frau befanden sich ebenfalls auf dem Wege zur Klinik. Das unruhige Gewissen und seine ewig unbefriedigte Neugier trieben ihn zu dem Kranken.

Allein die Eifrigen konnten dem Leidenden ihr Mitgefühl nicht bekunden. Im Korridor der ersten Etage der Horstmoorschen Klinik war ein Kommen und Gehen. Vor der Tür zu Nummer 31 versammelten sich Verwandte, Bekannte, Geschäftsfreunde, höhere Beamte der Medan Kultur AG. und Journalisten.

Fräulein Waldhard erschien in der Tür und erklärte, daß sie strenge Weisung habe, in den ersten drei Tagen niemanden vorzulassen, alle Besuche, auch die der nächsten Verwandten, abzuweisen. Auf viele Fragen, die wirt durcheinandergingen, antwortete sie:



Das ist der Löwe, der in Tränen ausbricht

weil es ihm im entscheidenden Moment an Mut fehlt. Er will deshalb mit Dorli und ihren andern Gefährten nach Oz wandern, um sich vom Zauberer ein tapferes Herz zu erbitten. Die vielen Abenteuer, die er, Dorli, der Blecherne und der Strohhalm dabei erleben, können nunmehr auch unsere Schweizer Kinder ausführlich lesen in diesem köstlichen Märchenbuch

«Der Zauberer von Oz»

von L. Frank Baum

Das Buch umfaßt 308 Seiten, hat einen bunten Schutzumschlag und zwölf ganzseitige Illustrationen aus dem Film. Es kostet in Ganzleinen gebunden Fr. 7.50 und ist in jeder Buchhandlung zu haben.



MORGARTEN-VERLAG A.G., ZÜRICH

«Ich habe kein Recht, Auskunft zu erteilen. Wenden Sie sich an den Oberarzt, Herrn Dr. Hogendorp!»

Eine gebeugte Greisin, die dringend um Einlaß gebeten hatte, brach bei dieser Auskunft in Tränen aus. Ein Mann mit vorquellenden Habichtsaugen sagte, so daß man es hören konnte:

«Das ist eine Ausländerin, diese arrogante Person! Ich werde mich bei Professor Horstmoor beschweren.» Und da der Empörte Miene machte, ungefragt einzutreten, verschwand Fräulein Waldhard hinter der Tür und schloß ab.

Eine einzige Dame war vor der Tür stehengeblieben, als alle Besucher sich verzogen hatten, und wartete. Einer Schwester, die vorüberging, stellte sie die Frage, ob Professor Horstmoor oder einer der Oberärzte zu sprechen sei; aber sie empfing die Antwort, daß zu dieser Zeit keine Sprechstunde, der Professor beim Rundgang sei und die Oberärzte im Operationsaal nicht gestört werden dürften. Nachdem sie fast eine Stunde gewartet hatte, erlaubte sie sich, leise an der Tür zu Nummer 31 zu pochen.

Fräulein Waldhard öffnete und blickte in ein Antlitz, dessen schmerzvoller Ausdruck sie widerstandslos machte.

«Sind Sie Frau Aleyda Torning?» fragte sie flüsternd. Auf die schweigende Zustimmung zog sie die Bittende geräuschlos in das halbverdunkelte Zimmer, winkte ihr Lautlosigkeit zu und bedeutete ihr, daß ihr Bruder schon zweimal von ihr gesprochen habe.

Langsam und leise kam Aleyda näher, ließ sich in den bereitstehenden Sessel am Bette Frederiks nieder und atmete wie eine Erschöpfte.

Der Kranke gab kein Lebenszeichen von sich. «Schläft er?» fragte sie, ihrer Tränen wehend. «Nein! Er ist bewußtlos.»

Frederik lag da: ausgestreckt wie ein Toter, das schön verwiterte Antlitz bleicher als sonst, scharf von früheren und gegenwärtigen Schmerzen gezeichnet, die Augen in tiefgeschnittenen Höhlen eingesunken, die edelgeformte, schmalgesattelte Nase und das charaktervolle Kinn leicht angehoben.

«Es ist mein liebster Bruder», flüsterte Aleyda, wie erklärend, nach innen weinend. «Ein guter, vortrefflicher Mensch!» — «Man sieht es diesem Antlitz an!»

Aleyda nahm die Hand des Bewußtlosen, die sich seltsam kühl anfühlte, und hielt sie wohl eine Stunde in der ihren, während Fräulein Waldhard rückwärts an der Wand Platz genommen hatte, wo sie auch während der Nachtwache gesessen hatte. Sie sah auf die gebeugte Frau, verglich Bruder und Schwester, fand im Außen die Uebereinstimmung, die der Leidende im Seelischen angedeutet hatte:

«Ich will von meinen Verwandten nur meine Schwester, Frau Aleyda Torning, sehen, sonst niemanden!»

(Fortsetzung folgt)



E. A. Heiniger

Man bleibt mehr daheim, trifft
Freunde und Bekannte seltener.

Verdunkelung

Mehr als je ist das Telephon
in der Wohnung unentbehrlich.